Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1913

238 (11.10.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 78

Visual Library

August Bebels Tod hören. Um 4 Uhr war er hier angekommen. Jetzt ist es ½8 Uhr; wir beschlossen, nach dem Volkshaus zu gehen, um diesem in allen Volksschichten so überaus verehrten und geliebten Führer und Vorkämpfer des internationalen Proletariats einen letzten Gruß zu sagen. Das Volkshaus ist ein mächtiger Bau und ein stolzes Zeichen der Tatkraft der Züricher Arbeiterschaft. Wir zwängen uns durch die Massen hinauf zum Festsaal; bereitwillig gestattet man uns, August Bebel auf der Totenbahre zu sehen und von ihm Abschied zu nehmen. Ruhig, wie schlafend, lag er da, der Kämpfer der unterdrückten Menschenklasse, umgeben von einem Palmenhain, daß Fußende geschmückt mit Lilien. Sein weißes Haar glänzte im halbdunklen Saal, den Mund hatte er ein wenig geöffnet, als wollte er nochmal sprechen. Versunken in tiefen Ernst, das Herz voll Trauer und Schmerz, stehen wir vor ihm, der so viel für uns getan. Vor dem Wegehen schmückten wir zum Zeichen der Dankbarkeit und Liebe den Sarg mit Edelweiß, Alpenrosen und Männertreu.

Am andern Morgen brachte uns der Zug nach Schaffhausen, wo dem Rheinfall ein Besuch gemacht wurde. Mit Donnern und Tosen unterbrechen hier die Fluten ihren sanften Lauf und stürzen in einer Breite von 175 Meter und von 24 Höhe hinab in die Tiefe. Weiß sprudelt die Gischt auf. Dienstag, Donnerstag und Samstag werden die Fälle bengalisch beleuchtet. Eine halbstündige Fahrt bringt uns nach Singen am Hohentwiel. Nach Besichtigung der Maggiwerke gehts mit der Schwarzwaldbahn der Heimat entgegen.

Ein kleiner Teil von uns ging noch nach Konstanz, Bregenz, Dornbirn, um der Rappenlochschlucht einen Besuch zu machen.

Damit war unsere diesjährige große Reise beendet. Hochbefriedigt waren alle Teilnehmer und das Gesehene wird allen noch lange in Erinnerung bleiben. Schöne Tage mit köstlichem Genuß und einem unverlierbarem Gewinn für Geist und Gemüt liegen hinter uns.

a. w.

Für unsere Frauen.

Raffinierte Genüsse.

Nun ist das Geheimnis gelüftet, tief schürfende Wissenschaft hat des Geburtenrückganges Ursache an das helle Tageslicht gehoben. Wachsende, zügellose, unersättliche Gier nach raffiniertem Genuß hemmte die Lust am Kindergebären und Aufziehen. Das verkündete ein Professor der erstaunt aufhorchenden Mitwelt. Dr. v. Gruber-München, seines Zeichens Medizinalrat, gebührt das Verdienst, das Dunkel gelichtet zu haben. Auf der Tagung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege ließ er sein Licht leuchten. Man könnte sich versucht fühlen, die professorale Weisheit humoristisch zu nehmen, aber die Sache ist wirklich zu ernst. Die Auslassungen lassen erkennen, daß es für gewisse Kreise furchtbar schwer sein muß, die Existenzbedingungen des Volkes und dessen Seelenleben zu verstehen. Wie steht es in Wirklichkeit mit der Genußsucht und seiner Befriedigung? Unbestreitbar zeigt sich in der besitzenden Gesellschaft eine Unrast, eine nervöse Gier nach immer neuen materiellen Genüssen. Müßiggang und wachsender Reichtum, Reichtum erpreßt aus Arbeiterschweiß, steigert die Sucht nach Luxus, nach Vergnügen, nach nervenkitzelndem Zeitvertreib. Die arbeitende Bevölkerung, vor allem die Hausfrau und Mutter leidet unter dem Druck einer andauernden Lebensmittelteuerung, als Folge frecher, wucherischer Wirtschaftspolitik. Sie trieb die Frau in steigendem Maße in die Erwerbsarbeit. Sie zwingt die Frau und Mutter in die Fabriken hinein, während die Männer arbeitslos werden. Die Statistik der Krankenkassen liefert darüber sehr interessante Angaben. Bei den gleichen an das Reichsarbeitsblatt berichtenden Krankenkassen wurden am 1. September versicherungspflichtige Mitglieder gezählt: 1912: 3 690 060 männliche und 1 565 477 weibliche, 1913: 3 669 609 männliche und 1 608 700 weibliche Mitglieder. Die Zahl der männlichen Mitglieder hat demnach um 20 471 abgenommen, die der weiblichen ist um 43 223 gestiegen. Männer werden arbeitslos, Frauen wandern in die Fabrik. Glaubt ein vernünftiger Mensch, daß das aus Genußgier, aus Ueppigkeit, aus Uebermut geschähe? Not, bittere soziale Not ist die Ursache. Bei den wahnsinnig hohen Lebensmittelpreisen reicht das Einkommen der Familienväter nicht aus zur Ernährung der Familie. Die Frau und oft selbst noch schulpflichtige Kinder müssen mitverdienen. Frauen- und Kinderarbeit wird aber schlechter bezahlt als die Arbeitskraft der Männer. Darum wirft man diese aufs Pflaster und beschäftigt dafür weibliche Arbeitskräfte. Die Frauen und Töchter der arbeitslosen Männer nehmen die Stellen, damit die Familie wenigstens ein kleines Einkommen erzielt. Das sind die raffinierten Genüsse tausender Proletarierfamilien. Sie würden sicher gern darauf verzichten. Agrarischer Lebensmittelwucher und kapitalistische Plünderwirtschaft verwehrt ihnen das. Aber diese Verhältnisse verhindern auch manche Schwangerschaft und bewirken zahlreiche Aborte. Das umsomehr, als auch die Erwerbsarbeit verheirateter Frauen in beängstigender Weise zugenommen hat. Unter den Erwerbstätigen wurden gezählt:

1895 . . . 631 748 verheiratete Frauen
1907 . . . 926 667 verheiratete Frauen.

Das bedeutet mithin in dem knappen Zeitraum von 12 Jahren eine Zunahme der verheirateten Berufstätigen weiblichen Geschlechts um fast 50 Prozent. Jetzt ist die Zahl der erwerbstätigen Ehefrauen weit über eine Million gestiegen. Weiter waren 1907 auch noch 894 657 geschiedene und verwitwete Frauen erwerbstätig. Diese ganze Entwickelung hat zweifellos in mehrfacher Hinsicht die Bevölkerung beeinflußt. Sie schränkt die Geburtenmöglichkeit ein. Manche Mütter scheuen die Schwangerschaft, weil sie die so bitter notwendige Erwerbsarbeit unterbricht, und bei vielen, vielen verkümmert infolge der Berufsarbeit die Gebärfähigkeit. Weiter fördert die erzwungene Berufsarbeit die Sterblichkeit unter den Kindern, vornehmlich den Säuglingen, die die erforderliche Pflege und Wartung entbehren müssen. Nun heißt es den Hebel ansetzen, durch ausreichende Schwangerenunterstützung, planmäßigen Säuglingsschutz dem Zerstören von werdendem Leben und jungen Menschenkindern vorzubeugen.

Nichts ist unberechtigter als der summarische Vorwurf der Genußgier. Die nervenzerrüttende Berufsarbeit löst ganz naturgemäß das Bedürfnis nach Entspannung, Erholung aus. Weil die staatliche Erziehung in der Volksschule die Befähigung zur Aufnahme geistiger Genüsse nicht vermittelt, andererseits der kapitalistische Betrieb aus der Weckung und Ausbeutung des Grobsinnlichen ein Geschäft macht, ist es unausbleiblich, daß ein Teil der Arbeiter der doppelten Verführung zum Opfer fällt. — Aber die Mittel des Genußhungers haben sich geändert. Und was die Eiferer gänzlich übersehen, die Mittel sind zum großen Teil, dank der Arbeiterbewegung, edler geworden, und sie liegen in verhältnismäßig großem Umfange heute schon auf geistigem Gebiet. Nie war das Interesse für Literatur, für Kunst und Wissenschaft so groß, nie war der Hang zur Natur so entwickelt, nie die Freude am wirklich Schönen so groß wie heute. Bier und Schnaps wird jetzt schon von einer verhältnismäßig großen Schar der Arbeiterschaft, vor allem von der proletarischen Jugend, gemieden. — Ohne den öden Hurrapatriotismus mit verrohenden Kneipereien hätte die Veredelung der Sitten und des Genußlebens schon weitere Fortschritte gemacht. So stehts in Wirklichkeit. — Die Vertreter der herrschenden Gesellschaft machen es sich leicht; den um Lebensfreude und Mutterglück betrogenen Proletarierfrauen wirft man vor, sie seien zu bequem und zu genußsüchtig. — Das sollten die Frauen sich merken und die rechte Antwort geben — durch Anschluß an die Arbeiterbewegung.

Patentierter Geburtenrückgang.

Die Auseinandersetzung über den Geburtenrückgang hat eine heitere Note bekommen. Einer kaiserlichen Behörde ist dies zu verdanken. Die wichtigste nationale Aufgabe — national im reaktionärsten Sinne — ist die, Mittel zur Behebung der Geburtenfreudigkeit ausfindig zu machen, die gewollte Geburtenbeschränkung zu verhindern. Von berufenen und unberufenen Anwalten sind bereits die absonderlichsten Maßnahmen in Vorschlag gebracht worden. Der eine will das Vielkindersystem sehr billig durch Verleihung eines Ehrentitels fördern. Mütter von mehr als 3 Kindern sollen den Titel „Fraumutter" erhalten. Wenn das nicht reizt —! Andere verlangen, daß die Polizei, die alles kann, und der Pfarrer das Zeugen und richtige Gebären beaufsichtigen, und Strafparagraphen sollen von der Verhinderung der Empfängnis abschrecken und zur Tugend des Vielgebärens aneifern. So machen sich „die Besten der Nation" um die Volksvermehrung verdient.

Und nur wird bekannt, der „Türmer" macht darauf aufmerksam, daß das kaiserlich deutsche Reichspatent den Geburtenrückgang gewissermaßen patentiert. Man könnte an einen schlechten Witz glauben, aber es ist nur Ironie. Die kaiserliche Behörde hat einen Apparat zur Verhütung der Empfängnis patentiert.

Ein bekanntes „Sanitätshaus Aesculap" empfiehlt in seinen gedruckten Katalogen Antikonzeptionsmittel (Mittel zur Verhütung der Empfängnis) schon als deutsches Reichspatent Nr. 91 776 und Nr. 107 735. Also Verhinderung der Empfängnis, Geburtenbeschränkung mit Hilfe eines deutschen Reichspatents. Diesem Hohn auf sich selber gab die Regierung nun noch eine pikante Würze: Sie hat die Oberstaatsanwaltschaften angewiesen, gegen die Anpreisung von Antikonzeptionsmitteln auf Grund des Strafgesetzbuches vorzugehen. Druckschriften, Preislisten usw., die dergleichen Angaben enthalten, sollen beschlagnahmt werden. Das Patentamt für Geburtenbeschränkung, der Staatsanwalt gegen ein deutsches Reichspatent. Wer siegt?

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 78. Karlsruhe, Freitag den 10. Oktober 1913. 33. Jahrgang.

Eine geschickte Wahlrede.

Kleinstadtgeschichte von Ferdinand Madlinger.

Schon in gewöhnlichen Zeitläuften fehlte es zu Steinach nie an Reibereien zwischen den verschiedenen Parteien. Wenn aber gar Land- oder Reichstagswahlen am politischen Himmel heraufzogen, dann steigerten sich diese Zwistigkeiten zu wilden Kämpfen. Den Auftakt dazu gab meist die bündlerische Zeitung des Buchdruckers Seibert. Dieser Streithahn bombardierte den liberalen Kandidaten und dessen Anhänger so lange mit Schmutzkübeln, bis diese aus ihrer vornehmen Zurückhaltung heraustraten und dem händelsüchtigen Gegner seine Anwürfe mit Zins zurückgaben.

Nun entstand im feindlichen Lager ein wüstes Aufschreien über den „Ton" der liberalen Presse und der Bündlerkandidat, der gräfliche Gutsinspektor Sauerwein, machte die erste Serie von Beleidigungsklagen beim Amtsgericht anhängig und ließ den feindlichen Redakteur nebst seinen Hintermännern wegen formaler Beleidigung zu niederen Geldstrafen verknurren. Mit diesem Triumph ging er dann auf den Ortschaften hausieren.

So war es auch bei den letzten Wahlen. Nach bewährtem Herkommen führten die Steinacher den Wahlkampf rein persönlich. Das ist leichter und würzt die Politik auch für den Gleichgültigen und Fernerstehenden. Es kümmert die Wählerschaft eines rein ländlichen Wahlkreises weit weniger, wie sich ein Gegenkandidat zu den großen Fragen der Zoll- und Weltpolitik, als wie er sich zu den hübschen Mädchen der Umgebung und zur Frau seines Nächsten stellt.

Denn eine Partei, die das Glück hat, vom Gegner eine sträfliche Schwäche für das schöne Geschlecht ans Tageslicht zu fördern, sei es auch aus noch so weit zurückliegender Zeit, die hat bei einem richtigen Bauernmenschen Oberwasser. Der unverdorbene Sinn des Volkes urteilt mit löblicher Strenge über das sittliche Wohlverhalten — der anderen.

Darum versuchte der Buchdrucker Seibert auch diesmal wieder durch rätselhafte Andeutungen, halbe Worte oder durch förmliche Drohungen mit allerhand „Enthüllungen" den Feinden den Mund zu stopfen, wenn er, durch die Polemik des gegnerischen Blattes an die Wand gedrückt, sich keinen Rat mehr wußte.

Zur Ausführung dieser fürchterlichen Drohungen kam es natürlich nie, so sehr die Leser darnach lechzten. Der kluge Schriftleiter des „Bauernfreund" muß sich sagen, daß man in einem so kleinen Nest auch von ihm und seiner Gefolgschaft jeden krummen Tritt kannte, und daß bei einem gegenseitigen Aufrechnen aller Schandtaten seine Freunde nicht so hervorragend günstig abschnitten, wie er es für das Ansehen der Partei wünschen mochte.

Es blieben also wenigstens diese Stinkbomben ungeschossen, weil man immer auch den Geruch derjenigen scheute, die einem selbst an den Kopf flögen. Um so schärfer prüfte man das sonstige Verhalten seiner Nachbarn, ob es nicht agitatorisch auszuschlachten war, und man stempelte jede an sich unbedeutende Handlung zum Ausdruck eines politischen Grundsatzes, dem man mit den schärfsten Waffen müsse zu Leibe rücken.

Wenn die Dienstmagd des liberalen Notars sich zum Vesper ein Viertel Limburger in Pfannkuchs Warenhaus holte, statt beim ortseingesessenen Krämer, so lieferte diese ruchlose Tat dem Redakteur der Bündler den Stoff zu einem hitzigen Kampfartikel mit der Ueberschrift: „Seltsame Freunde des Mittelstandes!" Er stellte darin den Notar und seine Frau an den Pranger und gelangte mit einigen logischen Bocksprüngen zu der überraschenden Folgerung, daß der Kandidat einer Partei, die solche Leute zu ihren Anhängern zähle, unmöglich befähigt sein könne zur Bekleidung des höchsten Ehrenamtes, das vom Volk zu vergeben ist.

Jeder Nachbar wurde scharf beluchst und beobachtet, ob er sich in Worten oder Handlungen als Freund oder Feind zu erkennen gab, und mancher erschrak nicht schlecht, wenn ein harmloses Scherzwort, das er am Biertisch fallen gelassen, den Weg in die gegnerische Zeitung fand, die ihm daraus einen Strick drehte, mit dem sie ihm seine Ehre als Mensch und Staatsbürger erdrosselte. Der Zuträger und heimlichen Schufte waren gar viele und der ewige Zeitungskrieg zog die verborgensten Talente ans Licht. Manch einer stolperte breitspurig daher und blähte die Brust im berechtigten Stolz, der Anonymus eines gehässigen Eingesandts zu sein, das die Gegner vor Wut aufschreien machte.

Am Herrentisch im Nebenzimmer des „Zähringer Hofes" fanden diese erbitterten Kämpfe natürlich auch ihren Widerhall. Hier bildeten sie freilich nur den Unterton der politischen Gespräche, denen die höhere Bildung und der gute Ton eine wohlbedachte Grenze zog. Man besprach hier die Reden und Artikel auch der gegnerischen Kandidaten mit gewinnender Hochachtung und versöhnender Objektivität, denn man wollte doch den Skatbruder nicht in seinem Innersten treffen und die Gemütlichkeit der Abendschoppen trüben.

Mitglieder aller Parteien nahmen Teil an diesen Dämmerschoppen der Honoratioren. Die Pfarrer beider Bekenntnisse, der konservativ angehauchte Oberamtmann mit dem Stab von Assessoren und Praktikanten, die fortschrittlichen Volks- und Realschullehrer, die bündlerischen Stadträte, die liberalen Fabrikanten und sogar ein paar mittlere Beamte, die man im — hoffentlich grundlosen — Verdacht der geheimen Mitläuferschaft mit der Sozialdemokratie hatte.

Jeder wußte vom andern, was er dachte, und man achtete die fremde Ueberzeugung oder tat wenigstens so. Man unterordnete seine politischen Gefühle den höheren Zwecken der Skateinigkeit und des Dämmerschoppenfriedens.

Eine Ausnahme machte nur der Gastwirt selber, insofern als er politisch allen ein Rätsel war. Er war vor einigen Jahren aus der Pfalz zugezogen und hatte den „Zähringer Hof" gepachtet. Sein natürlicher Humor und sein umgängliches Wesen machten ihn rasch bei jedermann beliebt, so daß ihn die Gäste bald nur mit seinem Vornamen „Schorsch" anredeten. Nebenbei galt er als schlitzöhriger Geschäftsmann, der seinen Vorteil wohl zu erspähen wußte und seine Wirtschaft so geschickt umtrieb, daß ihm nach Abzug des Pachtzinses noch ein anständiger Gewinn in der Tasche blieb.

Großdenkend, wie die weintrinkenden Pfälzer sind, stellte er seinen Saal allen politischen Parteien zur Verfügung, wenn sie kamen, um eine Versammlung abzuhalten. Auch hielt er die Zeitungen aller Richtungen; sogar das sozialdemokratische Organ war zu haben, nur hing es der vorsichtige Wirt aus Angst vor dem Militärverbot nicht ins Lokal, sondern ließ es an der Einschänke verwahren, und die Kellnerin trug es unter der Schürze dem Gaste zu, der darnach fragte.

Es verdroß die Stammgäste, daß sie Schorschs politische Gesinnung um keinen Preis herausbrachten. Wollte man ihn aushorchen, so gab er verblüffend neutrale und vorsichtige Urteile ab, die nicht die geringste Handhabe boten, um ihn der oder jener Parteigruppe zuzuweisen. Er erklärte immer, er gehöre zu keiner Partei, er habe keine Meinung, ihm seien alle recht, die anständig und in Frieden lebten und nicht zu wenig Wein tränken.

So weit wäre nun alles recht gewesen, und man hätte sich dabei beruhigen können, wenn der Schorsch nicht auch als Wähler in Betracht gekommen wäre. Der Biedermann war nämlich nicht etwa gesonnen, Wahlenthaltung zu üben;

sondern hatte die bestimmte Absicht kundgetan, am Wahltag ebenfalls an der Urne zu erscheinen. Jede Partei hatte doch ihren Mathematiker, der die Wählerschaft nach ihrer vermutlichen Farbe einteilte, und schon vorher den Ausfall der Wahl bis auf die Stimme genau herausrechnete. Sollten diese exakten Berechnungen klappen, so war es nötig, Schorschs Gesinnung zu kennen, dessen Stimme ja infolge der „beleidigenden Gleichheit des Wahlrechts“ ebensoviel Gewicht hatte, wie die des feinsten seiner Gäste.

Es begann eine höchst persönliche Agitation um die Person des Schorsch. Alle Parteien bemühten sich um seine Gunst, indem sie ihre Vertreter häufiger als sonst in sein Lokal entsandten. Und wer selbst nicht viel Wein vertragen konnte, brachte trinkfeste Freunde mit, um dem Schorsch zu bedeuten, daß er auch auf ihre wirtschaftliche Unterstützung rechnen könne.

Alles das fruchtete nichts. Er mußte deswegen oft die Witze seiner Herengesellschaft über sich ergehen lassen. Besonders gern plänkelte der Zentrumspfarrer mit ihm herum, der eine große Fertigkeit darin besaß, im Spaß zu sagen, was er im Ernst meinte. Er suchte den Schorsch im Scherz immer zum Sozialdemokraten zu stempeln, aber der fiel nicht in die erwartete Entrüstung und wehrte sich nur schwach.

Das ging so eine ganze Zeit lang fort, bis eines Abends in vorgerückter Stunde nach lebhaften politischen Gesprächen der Pfarrer den geistreichen Gedanken in die Tafelrunde warf: Der Schorsch muß eine Wahlrede halten und seine Ansicht zur kommenden Wahl aussprechen!

Voller Begeisterung nahmen die Herren den glücklichen Vorschlag auf. Vielleicht war dies der Weg, um hinter Schorschs Gesinnung zu kommen. Das Opfer sträubte sich mit Händen und Füßen gegen eine so kitzlige Aufgabe; er wisse nichts zu sprechen, er sei kein Redner, man solle ihn doch gehen lassen. Aber es gab kein Erbarmen. Die weinfröhliche Gesellschaft erklärte ihm ernstlich, sie würden das Stammlokal verlegen, wenn er sich dem Geheiß widersetze.

Ein peinliches Stillschweigen trat ein; Minuten ängstlicher Ueberlegung. Der Schorsch sah bemitleidenswert aus in seiner Hilflosigkeit; aus seinen Augen schaute die Qual.

„Ich kann den Herren doch keine Wahlrede halten, ich habe noch nie eine gehalten,“ flehte er.

„Nichts da! Sie reden oder wir gehen!“ schrie man ihm zu. Ein Pfälzer sei nie auf den Mund gefallen, und er habe in seinem Saal schon so viele Versammlungen gesehen, daß er mit Leichtigkeit eine Rede zusammenstoppeln könne.

„ — — — Ja, meine Herren,“ stotterte der Verschüchterte zögernd, „wenn ich eine Rede halten soll, dann müssen wir Sekt trinken, sonst fällt mir nichts ein. Ich bezahle die sechste Flasche.“

Diese geschäftstüchtige Wendung des Schlaubergers hatte einen erneuten Ausbruch der Heiterkeit zur Folge, und man gebot ihm, die drei ersten Flaschen kalt zu stellen. Daß das Dutzend im Lauf des Abends voll würde, das wußte der Schorsch recht wohl von früheren Gelegenheiten. Durch diesen glücklichen Schachzug wandte er den drohenden Auszug der Herren ab und brachte obendrein seinen Champagner an den Mann.

Wie nun der Kork der zehnten Flasche an die Decke schnellte, da erachtete man, Schorsch habe nun genug Geist gesammelt und müsse mit seiner Wahlrede loslegen. Mit einem schweren Seufzer verstand er sich dazu, auf einen Stuhl zu steigen, er schaute nachdenklich zur Decke und begann nach mehrmaligem Räuspern, während alles in erwartungsvolles Schweigen versank.

„Meine liebwerten Herren Gäste!

Unser Volk steht am Vorabend einer folgenschweren Entscheidung; es soll durch die Wahl ausdrücken, wie künftig der Kurs gehen soll, und wie es regiert werden soll, und wie es regiert werden will. Und da ist es die heilige Pflicht eines jeden Staatsbürgers, Partei zu ergreifen und sich auf sein vornehmstes Recht, das Wahlrecht, zu besinnen, das uns instand setzt, unserer innersten Ueberzeugung durch die Stimmabgabe Ausdruck zu verleihen. (Sehr richtig!) Es ist **aber** auch unsere heilige Pflicht, uns die Frage vorzulegen, wem wir unsere Stimme geben sollen; ob wir auch einen Mann ins Parlament senden, der seinem Charakter und seinen Kenntnissen nach dorthin gehört und der auch imstande ist, unseren Wahlkreis nachdrücklich zu vertreten. (Bravo!) Und nun, meine liebwerten Herren Gäste, bin ich in der glücklichen Lage zu sagen, unser Herr Kandidat kann es. Er erfüllt voll und ganz die Hoffnungen, die wir auf ihn setzen. Er ist der richtige Mann am richtigen Platz; er wird sein Amt ausüben zum Wohle des Volkes und zur Zufriedenheit seiner Wähler. Ist es nicht ein Mann, der ein Herz fürs Volk hat, der in allen Kreisen der Bevölkerung beliebt ist, der weiß, wo dem Volk der Schuh drückt und der gewillt ist, Mißstände zu beseitigen und eine gedeihliche Entwicklung des Wirtschaftslebens zu befürworten? Das haben wir aus den Reden unseres Herrn Kandidaten vernommen, die er allenthalben auf seinen Agitationsreisen gehalten hat, und der ehrliche, offene Charakter unseres Herrn Kandidaten bürgt uns dafür, daß er sein Versprechen auch halten wird. (Bravo!)

Noch andere Gründe möchte ich anführen, weswegen gerade unser Kandidat Abgeordneter werden muß. Er ist ein Mann von solider Bildung, von tiefem Einblick in alle Verhältnisse des praktischen Lebens und von einer Beredsamkeit, wie kaum einer seiner Konkurrenten. Als ich ihn sah, wie er so meisterhaft verstand, seine Gedanken zu entwickeln, den Zuhörer zu fesseln und zu überzeugen, da sagte ich mir: Aus solchem Holze müssen die Männer geschnitzt sein, die wir als Gesetzgeber ins Parlament schicken. Und ich möchte nur wünschen, daß noch recht viele Gesinnungsgenossen unseres Herrn Kandidaten ins Parlament kommen, und der Wunsch ist ja nicht aussichtslos, denn ich glaube, daß wir diesmal ziemlich Sitze erobern. (Lebhafter Beifall.)

Darum wollen wir alle, die wir hier versammelt sind, uns geloben, alle Kraft daran zu setzen, um unserem Kandidaten zum Siege zu verhelfen und die Gegner niederzuringen. Kein Mann darf an der Urne fehlen, jede Stimme ist wichtig. Und wenn uns der Sieg beschieden ist, so wollen wir am Abend der Wahlschlacht uns alle ebenso vollzählig und in ebenso schöner Einmütigkeit hier einfinden, um bei Sekt und feinen Havannas das Siegesfest zu feiern. (Stürmischer, nicht endenwollender Beifall.) Da wollen wir dann in fröhlichen Stunden den Aerger und Verdruß hinunterspülen, den unsere Gegner uns in diesen schweren Tagen des Wahlkampfes bereitet haben. Laßt uns daher unsere Pflicht tun, damit unser verehrter Kandidat womöglich schon im ersten Wahlgang durchgeht. Dieser Hoffnung wollen wir Ausdruck geben, indem wir unsere Gläser leeren auf das Wohl unseres Kandidaten und auf das Vivat, Crescat, Floreat unserer Partei. Zuerst aber stimmen Sie mit mir ein in den Ruf: Unsere Partei und unser hochgeschätzter Herr Kandidat, sie sollen leben — hoch, hoch, hoch!“

Ein donnernder Beifallssturm erhob sich, als das brausende Hoch verklungen und die Gläser geleert waren. Es hat wohl noch nie ein Redner seine ganze Zuhörerschaft zu so einmütigem, unwidersprochenem Beifall hingerissen, wie Schorsch. Man drückte ihm gratulierend die Hände, nannte ihn diplomatisches Genie und umarmte ihn in der gehobenen Sektlaune. Und weil es so furchtbar fidel war, blieb man noch ein halbes Stündchen beisammen und man feierte den klugen Schorsch, der nochmals in den Keller steigen mußte, um die elfte und die zwölfte Flasche heraufzuholen.

Eine Schweizerreise der Naturfreunde.

Die herrliche Schweiz hatten sich die Naturfreunde, **Ortsgruppe Karlsruhe,** als Ziel ihrer diesjährigen mehrtägigen Wanderung ausersehen. 18 Mann hoch traten sie im August dieses Jahres an einem schönen Samstag Abend die Fahrt nach dem schönen Lande an, das die Sehnsucht so vieler Touristen ist. Luzern war das Ziel der Bahnfahrt, das nach beinahe 6stündiger Bahnfahrt um ¾12 Uhr nachts erreicht wurde. Ein herzlicher Empfang seitens der Luzerner Naturfreunde warteten ihrer in der schönen Stadt. Um wie viel heimischer wird einem doch das fremde Land, wenn Gleichgesinnte den Gruß entbieten und den gernbereiten Führer machen.

Luzern am Vierwaldstättersee, zu Füßen der Bergriesen Rigi und Pilatus gelegen, ist der Zentralpunkt der Schweiz und eine weltbekannte Fremdenstadt. Die Arbeiterschaft besitzt dort ein Volkshaus, neuerbaut, das sich würdig jedem Fremdenhotel an die Seite stellen kann. Wir unterwarfen es einer eingehenden Besichtigung. Dann aber ging es hinaus in die freie Natur, in die Berge. Einen Vorgeschmack der kommenden Herrlichkeiten bekam man schon vom Seeufer aus, von wo man eine herrliche Aussicht auf die schneebedeckten Häupter der Bergriesen hat. Uns trübte leider Regenwetter die Aussicht. Frohgemut marschierten wir aber weiter. Vorbei an herrlichen Hotels schreitend, erreichen wir das Löwendenkmal, die berühmteste Sehenswürdigkeit Luzerns. Das Monument ist von Bildhauer Ahorn aus Konstanz in die 20 Meter hohe Felswand eingemeißelt und ist zu Ehren der im Kampfe beim Tuileriensturm gefallenen Schweizergarden im Jahre 1821 errichtet worden. Ein Bild von der Arbeit der Gletschermühlen zeigt uns der neben dem Löwendenkmal gelegene Gletschergarten. Durch einen Zufall wurden diese schönen Naturdenkmäler entdeckt. Im Jahr 1872 sollte dort ein Keller gegraben werden; als man einige Meter Humuserde abgetragen hatte, stieß man auf die heute noch gut erhaltenen Gletschermühlen, die zum Teil, künstlich in Bewegung gesetzt werden können. Nur ungern verließen wir den Gletschergarten, in dem noch sehr viel Interessantes zu sehen gewesen wäre. — Es begann nun unsere eigentliche Wanderung. Nachdem uns die Luzerner Genossen mit Eispickl und Gletscherseil versehen hatten, trennten wir uns in zwei Abteilungen, die eine strebte dem Rigi zu, die anderseits dem Urirotstock, dem eigentlichen Ziele. Als Führer stellte uns die Ortsgruppe Luzern der Naturfreunde einen wetterfesten Genossen zur Seite, der sich der schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen zeigte. Bei strömenden Regen bestiegen wir einen Dampfer, der uns über den Vierwaldstättersee nach Stansstadt brachte. Hier wartete schon die elektrische Bahn, welche uns nach dem 23 Kilometer entfernten Engelberg entführte, und von da nach Stans, von wo eine elektrische Bahn auf das 1900 Meter hohe Stanserhorn führt. Es ist das eine äußerst interessante Fahrt. Weicher Talgrund mit dunklen Hütten und blumigen Matten, auf denen Viehherden weiden, mildern den Ernst der düsteren Bergwälder, der schroffen Felswände, der ins Blau des Himmels ragenden Zacken der Berge und der starren Gletscher und Firnen der Hochalpen. In diesem idyllischen Tal, bei Oberrickenbach, hat sich der Konsum-Verein Luzern ein eigenes Ferienheim geschaffen, in dem es auch dem minderbemittelten Arbeiter möglich ist, einige Tage in herrlicher ozonreicher Tannenluft sich für den alltäglichen Dienst neu zu stärken. Die Bahn steigt ohne große Schwierigkeiten bis Obermatt, von wo aus sie die 1400 Meter entfernt liegende, bis 46% Steigung aufweisende Höhe von Engelberg gewinnt. Bei Grünewald verlassen wir die Bahn, unsere Rucksäcke im Wagen zurücklassend, um dem Lauf des vom Trübsee abstürzenden Fallenbaches aufwärts steigend, die reizenden Wasserfälle der Aaschlucht bewundern zu können. Nach einstündiger Wanderung öffnet sich das Tal und wir erblicken das 1010 Meter hoch gelegene Engelberg im schönsten Sonnenglanz, rings von einem Kranz von Bergen umsäumt. Den Talabschluß bilden die schön gezackten Spanörter, ihnen reiht sich rechts der Titlis, links der Hahnen, Engelberger Rotstock und Urirotstock an. Der Titlis mit seinem weißen Haupte ragt stolz in die Lüfte und schaut ganz einladend auf Engelberg herab. Engelberg selbst, in schöner gegen Nordwinde geschützten Lage, wird als Sommerfrische und Luftkurort viel besucht.

Von hier beginnt nun unser eigentlicher Aufstieg zu dem 2932 Meter hohen Urirotstock. Die Sonne sandte unbarmherzig ihre Strahlen auf uns herab, als wir die steile mit üppiger Flora bewachsene Anhöhe zur Blankenalp emporstiegen. Eine kurze Rast bei den Sennerhütten, gewährte uns einen Einblick in die Behausung der Alpenbewohner. Alles ist sehr primitiv und fast kulturlos eingerichtet. Nachdem wir unsern Rucksackvorrat mit Milch und Käse ergänzt hatten, hieß es, tüchtig höher steigen, um vor Anbruch der Nacht noch die 2292 Meter hoch gelegene Ruckhubelhütte zu erreichen. Als wir oben anlangten, verkünden die Lichter in Engelberg die im Tal hereingebrochene Nacht. Der Hüttenwart, ein freundlicher Aelpler, hatte Feuer gemacht und schnell einen Kaffee bereitet, den wir nach diesen Anstrengungen mit Wohlbehagen schlürften. Nach einem kräftigen Imbiß aus dem Rucksack gings in das Strohlager, es hieß nun sich stärken für den nächsten Tag, der an uns große Anstrengungen stellen sollte.

Um halb 3 Uhr in der Frühe hieß es sich erheben. Bei sternenheller Nacht wurde kurz vor 3 Uhr von der Hütte abmarschiert beim Scheine der Laternen. Der halbe Meter tiefe, etwas gefrorene Neuschnee erleichterte uns das Vorwärtskommen. Allmählich war das Sternenmeer der Dämmerung gewichen und bald beleuchtete die Sonne die Spitzen und Zacken der Drei- und Viertausender Berner Alpen. Da das Begehen des Grat auf dem Rothgrätli infolge des Neuschnees mit Lebensgefahr verbunden war, zogen wir es vor, wieder auf den Gletscher hinunter zu gehen, um auf diesem die Höhe des Schloßstockgletschers zu erreichen. Das Wetter schien uns plötzlich nicht mehr hold zu sein, denn wir standen nun hier oben vollständig in dichten Nebel gehüllt. Der Nebel kann für den Hochtouristen große Gefahren bringen, weil man dabei auf dem Gletscher jede Orientierung verliert. Wir machten daher eine Rast, um auf „besser Wetter“ zu warten. Wir brauchten zum Glück nicht lange zu warten, denn nach kurzer Zeit hatte die Sonne den Nebel verdrängt und in nächster Nähe sehen wir den Schloßstock, Wissigg und Urirotstock vor uns liegen. Frohgemut schritten wir nun auch der Schloßstocklücke entgegen, welche den Uebergang zum Blümlisalpfirn bildet. In der Schloßstocklücke seilten wir uns zusammen, um die fast senkrecht abfallende zirka 200 Meter hohe Firnhalde auf dem Hosenboden hinunterzufahren. Der Schnee stob links und rechts von uns auseinander, im Nu war diese Talfahrt und Rutschpartie beendet. Nach etwa 2 Stunden erreichten wir den Urirotstockgrat, 2700 Meter. Eine kurze Rast und aufwärts gings zu dem für heute zum Ziel auserkorenen Gipfel des Urirotstock, um 12 Uhr wurde er erreicht.

Eine prächtige Fernsicht lohnte uns für die großen Strapazen. Eine herrliche Pracht, von überwältigender Schönheit, bot sich uns hier dar. Wir stehen hier auf der höchsten Erhebung des Kantons Uri. Gipfel an Gipfel reiht sich hier an, dazwischen die glitzernden Gletscher und von der Talsohle herauf grüßt der wasserreiche Vierwaldstättersee. Im Norden sehen wir den Jura, Pilatus, Rigi, der große und kleine Mythen. Im Osten die weißen Gipfel der Glarneralpen. Im Westen die Berner Alpen und im Süden sticht das Gotthardmassiv uns in die Augen. In den Genuß der herrlichen Rundsicht versunken, verging die Zeit sehr rasch und nur zu bald hieß es aufbrechen, wollten wir unser heutiges Ziel, Altdorf, noch erreichen. Beim Absteigen konnten wir stellenweise über steile Schneefelder abrutschen, sodaß wir bald wieder unterhalb des Grates anlangten, wo wir unsere Rucksäcke zurückgelassen hatten. Nach einer kurzen Rast, die dem hungernden Magen galt, schulterten wir unsern, man könnte fast glauben, immer schwerer werdenden Rucksack und schritten auf dem Blümlisalpfirn talwärts der Biwaldalp zu, wo wir uns bei Milch, Butter und Käse erquickten. Tief unter uns und über uns klang melodisch das Geläute der Herdenglocken. Von der prächtigen Flora pflückten wir uns Alpenrosen, Edelweiß, Männertreu und Enzian, nicht ahnend, wofür diese Blümlein später eine Verwendung finden sollten.

Auf einem sehr steilen, schlüpfrigen Fußpfade erreichten wir bald den Hüttenboden, den Talabschluß vom Isentale und von da gings abwärts nach Isleten. Das Isental, gut 2½—3 Stunden lang, ist rechts und links von sehr steil abfallenden Felshängen eingeschlossen, dazwischen stürzt reizend der Isletenbach, zahlreiche Schluchten und Wasserfälle bildend, er mündet bei Isleten in den Vierwaldstättersee. In dem Dorfe Isental hängen an einem Bauernhause die Bärentatzen des im Jahre 1868 erschossenen letzten Isentaler Bären. Von Isleten aus mußten wir uns, da kein Dampfer mehr verkehrte, mit dem Boot über den Vierwaldstättersee nach Flüelen übersetzen lassen. Die Nacht war schon hereingebrochen, als wir dort ankamen. Hier entließen wir mit dankbarem Händedruck unseren Führer. Da die elektrische Straßenbahn nach Altdorf uns gerade vor der Nase wegfuhr, blieb uns, wollten wir nicht 50 Minuten warten, nichts anderes übrig, als den ¾stündigen Weg dorthin zu Fuß zurückzulegen. Nach 9 Uhr abends trafen wir im Hotel zur „Krone“ ein und konnten gerade der Rigipartie zum Nachtessen guten Appetit wünschen.

Nach einer 14stündigen Wanderung schmeckt das Essen gut, aber auch die Ruhe tut wohl. Nach kurzem Austausch des Erlebten hieß es die Betten aufsuchen, denn am anderen Morgen harrte uns neue Arbeit und neue Genüsse.

Altdorf, der Hauptort des Kantons Uri, der Schauplatz von Tells Apfelschuß hält uns nicht lange gefangen. Wir zogen es vor, das Reutal aufwärts bis Göschenen zu fahren, wo sich der Eingang zum großen Gotthard-Tunnel, 14 997 Meter Länge, befindet. Von Göschenen führt uns eine künstlich angelegte Bergstraße durch wildes Gebirgsland über die Teufelsbrücke und an das Urnerloch nach Andermatt, von wo aus die Bahn uns über Brunnen, Arth-Goldau, Zug nach Zürich brachte.

Zürich mit 200 000 Einwohnern am Ausfluß der Limmat aus dem Zürichsee gelegen, ist eine wunderschöne Stadt. Links und rechts des Sees sanft ansteigende Ufer mit Villen, Obst- und Weingärten übersät. Elegante Salondampfer vermitteln den regen Verkehr zwischen der Stadt und den blühenden Uferorten, die bis hinauf zum malerischen Städtchen Rapperswil einen ununterbrochenen Kranz bilden. Vom Alpenkai aus genießt man bei klarem Wetter eine herrliche Fernsicht auf die Glarneralpen.

In Zürich selbst mußten wir die erschütternde Nachricht von